Verleihung des Max Frisch-Preises an Maja Haderlap und Dorothee Elmiger (Förderpreis)

Sonntag, 16. September 2018, Schauspielhaus Zürich

In der Schwebe
Dankesrede von Maja Haderlap

Einmal in seinem Leben dürfte Max Frisch in Klagenfurt gewesen sein, in Begleitung von Ingeborg Bachmann. Sie habe ihm den Brunnen mit dem Lindwurm gezeigt und die Familie, berichtet er. Was sie ihm noch über ihre Geburtsstadt erzählt haben mag, oder über den Wörthersee, werden wir nicht erfahren. Wahrscheinlich ist Max Frisch von Klagenfurt im Gedächtnis geblieben, was Ingeborg Bachmann über diese Stadt schrieb. Über die Stadt ihrer Kindheit, die keine Stadt des Heimwehs gewesen sei, eine Stadt, in die man aus den Dörfern gezogen war, eine Stadt, beeinflusst von der Peripherie und der nahen Grenze. Dieser südlichen Grenze wird heute mein Augenmerk gelten, einer Grenze, die in Klagenfurt, wo ich lebe, ein ganzes Jahrhundert lang mit Großbuchstaben geschrieben wurde, als Sinnbild für alle Trennungen, für die Trennung unter den Völkern und Sprachen, aber auch für die Scheidung von Menschen, die schmerzvollste Abgrenzung von allen.

Im Westen der Stadt liegt der See. Klagenfurt reicht gerade an ihn heran, schmückt sich erst seit ein paar Jahren mit seinem Namen. Der See wird von Besitzern umringt, die aus ihm eine Insel machen wollen. Ein See ohne Ufer, kaum frei zugänglich. Nur manchmal, heißt es in einer Sage, könne man aus der Tiefe die Glocken der versunkenen Dörfer hören, die sich der See einverleibt hatte, als er über die Ufer getreten war. Der See als Hüter der Ängste und Phantasien.

Beim Eintauchen in die Texte von Max Frisch, fragte ich mich, ob sich Texte nicht auch wie Seen zum Leser verhalten. Wir gleiten in das Wortgewebe und sind von fließender Zeit umfangen. Nicht nur, was wir in diesem Augenblick erfassen, auch das bruchstückhafte Vergangene schwebt zwischen den Zeilen, als trage es sich gerade erst zu. Im Text ist man von allem umgeben, was in der Sprache aufgehoben ist, Distanzen verkürzen sich, Früheres kulminiert im Augenblick.

Wir bekommen eine Ahnung, dass wir nicht zur Gänze im Jetzt da sind, nur äußerlich, wie Ernst Bloch schrieb. Das Frühere mischt sich ein. Zeit ist, nach Max Frisch *vielleicht nur ein Zaubermittel, das unser Wesen auseinanderzieht und sichtbar macht, indem sie das Leben, das eine Allgegenwart alles Möglichen ist, in ein Nacheinander zerlegt.*

Ich spreche, wenn ich den Zeitfluss bemühe, auch von der Wirkkraft herausragender Literatur, die mühelos Zeitgrenzen überwindet. Mit vielen meiner Kolleginnen und Kollegen teile ich die Begeisterung für die Tagebücher von Max Frisch. Seine Zeitbeobachtungen, Aufzeichnungen, Notizen und Reiseberichte, seine Gedanken zum Theater, zur Literatur, zur Politik, zur Heimat, sind von geradezu verblüffender Aktualität, brillante Zeugnisse von Weitblick und Einsicht.

Die Schriftstellerinnen und Schriftsteller von heute zweifeln an ihrem gesellschaftspolitischen Auftrag. Wir bekunden unsere Ratlosigkeit und finden kaum zu einer Sprache, die die tiefgreifenden Veränderungen unserer Gesellschaft durchdringt und festmacht. Wenn wir uns schon zur Politik oder zur Ökonomie äußern, befürchten wir, insgeheim eine Grenze zu überschreiten. Wir können uns kaum vorstellen, mit unseren Beobachtungen und Überlegungen in die flüssige Wirklichkeit einzugreifen. Wir kommen mit der Interpretation der Auswirkungen der technischen, der digitalen Revolution nicht nach. Unsere Epoche scheint verworrener und unaussprechbarer als die Zeiträume vor uns.

Das menschliche Erleben könne mit der Beschleunigung nicht mit, schreibt Max Frisch im Jahr 1946, weil das Erleben, wenn einmal ein gewisses Tempo überschritten sei, nicht mehr folgen könne. Es bleibe nur das Abenteuer, die Leere, der Kitzel, ein Rausch, sich selber aufzuheben. Man könne ohne jedes Erlebnis durch einen ganzen Erdteil kommen. *Es gibt, so scheint es, einen menschlichen Maßstab, den wir nicht verändern, sondern nur verlieren können. Dass er verloren ist, steht außer Frage; es fragt sich nur, ob wir ihn noch einmal gewinnen können und wie*, so Max Frisch.

Haben wir mit dem menschlichen Maßstab, auch die Sprache für die Belange des Menschen verloren? Folgen wir bereits den hybriden Auswüchsen und Metastasierungen einer Sprache, die sich von unserem Verständnis abgelöst hat? Betroffen sehen wir zu, wie sich die Sprache, die wir noch unser eigen nennen, öffentlich dienstbar und nützlich macht. Sie ist eingespielt, geschickt und geschäftstüchtig. Sie tritt als Animatorin des Wohlbefindens, als Ratgeberin und Domina der kapitalistischen Diskurse auf. Sie wahrt den schönen Schein, lässt sich bis zur Unkenntlichkeit verharmlosen oder von Werbestrategen auf Hochglanz polieren. In den Nachrichtensendungen ist sie bis zu den Zähnen bewaffnet oder zum

Überhören getarnt. Mühelos wiederholt sie populistische Phrasen oder pöbelt und geifert in den unsozialen Medien. Sie rieselt den Demagogen wie Zucker aus dem Mund oder ruft zum Kampf und Mord auf, ohne eine Spur von Erschütterung. Sie überlässt den schnellen Bildern das Wort, damit sie uns die Rede aus dem Kopf schlagen. Die Sprache hat keine Zeit, muss rasch etwas zusammenfassen, verkürzen. Sie hat sich so weit verstrickt, dass man vor ihr auf der Hut ist. Auf die gefällige Sprache ist kein Verlass.

Wir leben in Begriffen, die wir nicht überprüfen können, schreibt Max Frisch. *Die meisten unserer Begriffe, wenn sie konkret werden, können wir gar nicht ertragen; wir leben über unsere Kraft. Es wird mir übel, wenn vor meinen Augen ein Schwein geschlachtet wird mit blankem Messer, ich habe dann gar keine Lust auf Schinken; sonst schätze ich ihn sehr. Unser Denken muss konkret werden! Man müsste sehen, was man denkt, und es dann ertragen oder seine Gedanken ändern, damit man sie denken darf.*

Lassen sie mich also konkret werden und von einer Erfahrung erzählen, die mein Jetzt, das Ineinander von Gestern und Heute, die Anwesenheit des Alten im Neuen anschaulich macht. Das Nachwirken eines politischen Konflikts, in dem die Grenze als Wiedergängerin erscheint.

Ich will zu meinem Ausgangsort zurückkehren, nicht zu Klagenfurt, auch nicht zum See, wenngleich er als Imagination des Intuitiven, Vergessenen erscheint. Der See als Bewahrer des Untergegangenen.

Ich bin, was nicht mehr neu ist, auf einem Bergbauernhof in unmittelbarer Grenze zum damaligen Jugoslawien aufgewachsen. Daraus ergab sich, dass ich Zeit meines Lebens mit Widersprüchen, Ungleichzeitigkeiten und Entwicklungen zu tun hatte, die mit sprachlichen, sozialen und politischen Grenzen zusammenhingen. Sehr früh lernte ich hüben und drüben, hier und dort, diesseits und jenseits zu unterscheiden. Ich wusste, in welchem Haus, an welchem Ort ich Slowenisch reden durfte, und wo nicht, wo ich willkommen war oder unerwünscht. Und ich begriff, dass die Abgrenzung ursächlich mit meiner Muttersprache zusammenhing.

Mein Heranwachsen war eine Folge von Diskontinuitäten. Ich wuchs nicht wie selbstverständlich in eine Zukunft hinein, sondern verließ im Älterwerden immer etwas Verletzliches, Machtloses, das meiner Unterstützung bedurfte. Einmal waren es die Eltern, dann wieder die slowenische Sprache. Das ließ mich zögern und erfüllte mich mit Unsicherheit.

Als Schülerin war ich in den siebziger Jahren mit einer Welle von politischen und kulturellen Vorurteilen konfrontiert, die mein Bewusstsein prägten. In den Nachkriegsjahrzehnten des 20. Jahrhunderts gedieh in Kärnten der aus der Nazizeit herübergerettete Hass auf die slowenische Sprache.

Meine frühen slowenischen Gedichte schrieb ich aus Überzeugung, dass ich der slowenischen Sprache in Kärnten dadurch eine Funktion zuteile, die über das persönliche Aufschreiben hinaus reicht. Ich schrieb in der Fortsetzung der Kärntner slowenischen Literatur, die aufgrund der Stellung der Volksgruppe zwischen zwei politischen Blöcken eine eigene, regionale Identität entwickelt hatte. Bereits nach dem ersten Lyrikband galt ich als Stellvertreterin der slowenischen Kultur in Kärnten. Literatur als Politikum. Es behagte mir und verstärkte zugleich meinen inneren Konflikt, da ich ahnte, noch lange nicht zum Kern meiner Fragen vorgedrungen zu sein.

Meine studentische Freiheit in Wien wurde von Zerrissenheit und sprachlicher Entfremdung bedrängt. Ich suchte Anschluss an die Literatur in Slowenien und schrieb Gedichte, die versuchten, die kulturelle, historische, ideologische und politische Desintegration des slowenischen Sprachraumes zu passieren, zu unterlaufen, aber das war mir damals nicht bewusst. Mein zweiter slowenischer Lyrikband, der bezeichnenderweise in einem Verlagshaus in Triest erschien, hinter einer zweiten Grenze sozusagen, wurde von der Literaturkritik der zentralslowenischen Literatur zugeordnet. Somit war ich in der slowenischen Kulturmetropole angelangt. Meine Aufenthalte in Slowenien häuften sich.

In den späten achtziger Jahren lernte ich ein Land kennen, das im Begriff war, sich aus dem jugoslawischen Staatenverbund und aus dem kommunistischen System zu lösen. In dieser politischen Aufbruchszeit wirkte mein Kärntner Hintergrund rückständig und atavistisch. Die gemeinsame Sprache und das neu erwachende demokratische, aber auch nationale Bewusstsein würden, wie ich hoffte, die Unterscheidungen mildern. Eine Illusion, wie sich herausstellte, denn was die Slowenen trotz aller Grenzen trennte, war nicht die gemeinsame Sprache, um Karl Kraus zu paraphrasieren, es war vielmehr die zerborstene Geschichte der Kärntner Slowenen, die nicht in ein postkommunistisches nationales Schema zu pressen war. Im neuen Selbstbewusstsein der slowenischen Kulturmetropole blieben die Kärntner Slowenen dort, wo sie waren, an der Peripherie. Aus Rücksicht auf die österreichische politische Befindlichkeit sprach man in Slowenien von der Volksgruppe als Brücke zum Nachbarn.

Ins Bild rückte die Grenze, die es wie immer zu bewahren galt, als ob uns die Nachkriegsteilung Europas nicht schon in Fleisch und Blut übergegangen wäre. Wir mussten weiterhin vorgeben, nicht nur eine Grenze zu überqueren, sondern von Welt zu Welt zu wechseln. Stunden und Stunden verbrachte ich damit, an irgendeinem Grenzübergang auf die Passage zu warten, denn eine Grenze soll man spüren, nicht nur sehen. Eine Grenze muss sich, um sich als Grenze zu behaupten, einprägen, damit man sie nicht vergisst. An der Grenze kam mir die eindringliche Kärntner Grenzpropaganda in den Sinn, die uns von Kindesbeinen an suggerierte, dass wir mit unserem Beharren auf der slowenischen Sprache die österreichischen Grenzen und die Einheit des Landes bedrohten. Die Kärntner Heimat und Traditionsvereine beriefen sich zwar auf Österreich, meinten jedoch das Deutschtum. Österreich verhielt sich zu seinen Volksgruppen noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg wie ein deutscher Nationalstaat. Es war noch nicht bereit, seine autochthone Mehrsprachigkeit als Teil der österreichischen Identität anzunehmen und anzuerkennen.

Zuweilen schien mir, als hätte ich meinen zweiten Lyrikband *bajalice* auf der slowenischen Seite der Grenze zurückgelassen. In Kärnten kam er nicht an, wurde kaum gelesen und nicht besprochen, als ob ich die Gedichte für das slowenische Ausland geschrieben hätte. In Wien hatten sich zudem deutsche Verse zwischen meine slowenischen geschoben. Ich war nicht frei genug, um sie willkommen zu heißen. Im Unausgesprochenen vibrierten die Erinnerungen meiner Familie und meiner Verwandten an die Nazizeit, in der das Slowenische verboten und lebensgefährlich gewesen ist. Ich fühlte mich dieser Sprache verpflichtet auch wegen meiner Erfahrungen als Heranwachsende in Kärnten. In mir lebte noch Großmutters Gestalt, in der das Konzentrationslager Ravensbrück nachgewirkt hatte. Ich konnte die anstößigen Schreie meines Vaters, die in der Kriegszeit wurzelten, nicht und nicht verstehen und schied die deutschen Verse aus oder schrieb sie auf Slowenisch um. Wir sind, wie gesagt, nicht zur Gänze im Jetzt da, nur äußerlich. Meine Sprachen kämpften gegeneinander und brachten mein unsicheres Selbstverständnis als Schreibende ins Wanken.

Unterdessen verging die Zeit. Nach einem längeren Theaterintermezzo, beschloss ich, meinen ersten Roman auf Deutsch zu schreiben, in der Hoffnung, die alten politischen, kulturellen Spaltungen zu überwinden und das Gefälle zwischen der offiziellen und verdrängten österreichischen Geschichte aufzuzeigen. Mein Anliegen war konkret, existenziell, sonst hätte ich das Wagnis nicht auf mich genommen.

Der Übergang in die zweite Schreibsprache war zögerlich, da ich nicht nur mein Schreiben neu begründen musste, sondern mir bewusst war, dass ich in eine dominante Sprache

wechsle. Diesen Übergang habe ich lange hinausgezögert und mich indirekt zum Schweigen gebracht. Der Sprachwechsel hatte allerdings einen ungeahnten Nebeneffekt. Er katapultierte mich aus der Isolation der Kärntner slowenischen Öffentlichkeit und ihrer einengenden, quälerischen Selbstbilder in einen Zwischenraum, in dem ich mich frei bewegen konnte.

Während der Arbeit gewahrte ich, dass sich längst eine Vertrautheit zwischen meinen Sprachen eingestellt hatte. In meinen Gedanken waren sie unmerklich zu Geschwistern geworden. Natürlich hatte sich die deutsche Sprache aufgrund ihrer Alltagsdominanz ausgebreitet, aber sie stellte mein slowenisches Fundament nicht in Frage. Eine Sprache kämpft nicht gegen eine andere Sprache. Sie ist zugänglich für jeden, der in ihr auf der Suche ist. Eine Sprache ist nicht, wie die Nationalisten aller Coleurs behaupten, Ausdruck der Gesinnung. Wir sind für unsere Ansichten, die wir in einer bestimmten Sprache ausdrücken, verantwortlich. In Glücksmomenten bildeten meine Sprachen einen gepaarten Sprachkörper, nicht im grammatikalischen Sinne, nicht in der Syntax, sondern in der Mehrdeutigkeit. Die deutsche Sprache kam nah an die slowenischen, von Selbstbehauptungswillen und Selbstmitleid geprägten Denkmuster heran. Sie wurde zu meiner zweiten Haut, die über die alten Befürchtungen wuchs. Zuweilen gelang es auch der slowenischen Sprache, durch die Augen der deutschen Sprache auf den eigenen Reichtum zu blicken. So kam es mir vor.

Das Schreiben des Romans wurde für mich ein Prozess der Ablösung, eine Verwandlung, eine Bewegung aus der Enge des Ungesagten. Manchmal empfand ich Glück beim Gelingen eines einzelnen Satzes wie es Max Frisch bereits formuliert hatte: *Wenn auch nur die Form eines einzelnen Satzes gelingt, wie wenig das Uferlose uns anhaben kann, das Gestaltlose im eigenen Inneren und rings in der Welt. … wir ertragen die Welt, sogar die Wirkliche, den Blick in den Wahnwitz: wir ertragen ihn in der wahnwitzigen Zuversicht, dass das Chaos sich ordnen lasse, fassen wie ein Satz, und die Form, wo immer sie einmal geleistet wird, erfüllt uns mit einer Macht des Trostes, die ohnegleichen ist.*

Im Lyrikband *langer transit* machten sich auch meine deutschsprachigen Gedichte auf den Weg, um meine slowenischen Verse aufzusuchen. Sie überquerten die Zeitkluft, um zu sich zu kommen, zu den eigenen Quellen, um in mir wieder zusammenzufinden.

Die Überlegungen zu meinem literarischen Sprachwechsel verlagerten sich in die slowenische literarische Öffentlichkeit, wo sie mit wechselnder Intensität besprochen werden.

Die Meinungen gehen weit auseinander, wobei in Slowenien, im Gegensatz zu Kärnten, dogmatische nationalistische Überlegungen kaum eine Rolle spielen.

Was also könnte ich aus meinen Erfahrungen mit Grenzen, Abgrenzungen, mit nationalen Idealen und Mythen, zu den aktuellen nationalistischen Tendenzen in Europa, zur Politisierung von Identität und Grenze sagen?

Allen Autorinnen und Autoren, die aus den zweisprachigen Gegenden Europas kommen, ist, glaube ich, eigen, dass sie um die Sprengkraft nationaler Ideale wissen. Vielleicht haben sie die Dominanz einer verordneten Nationalsprache erfahren, den Druck, sich anzupassen oder sich von den Nachbarn abzugrenzen. Nationale Bestrebungen, soweit sie nicht Bemühungen um das Recht einer Volksgruppe und um die Demokratisierung der Gesellschaft sind, haben in der Geschichte vorwiegend den Konflikt um Grenzen und um vermeintliche territoriale Ansprüche befeuert. Im Entwurf eines einsprachigen Landes spukt das Gespenst der sprachlichen Assimilation, der ethnischen Säuberung. Zieht man die Geschichte der europäischen Grenzregionen oder den Zerfall Jugoslawiens in Betracht, kann man erkennen, wie im Namen einer Nation oder eines politischen Systems Menschenleben zerstört, Genealogien zerrissen und kulturelle Potenziale vernichtet wurden. Die Grenzzäune sind nicht nur sichtbar, sondern auch unsichtbar gezogen worden, man hat sie in Menschen, Familien und in Gedanken umgeleitet.

Die neuen nationalistischen Bewegungen in Europa rüsten zum spektakulären, symbolischen, bilderträchtigen Abgrenzungskampf gegen den personalisierten Fremden, ohne die Entwicklungen zu hinterfragen, die unsere Gesellschaften aktuell in der Tiefe erschüttern. Wenn wir uns den fundamentalen Fragen stellen, müssen wir uns eingestehen, dass wir egal in welcher Sprache, sprachlos und erfahrungsblind geworden sind. Es kommt uns die Fähigkeit abhanden, in Geschichtsabläufen zu denken, wir verlieren unsere Einbettung in Kulturen und Lebenswelten. Das Gefühl von Zugehörigkeit und Verantwortung stellt in den deregulierten Verhältnissen keinen Wert mehr dar. Wir sind transparent, erpressbar und kontrollierbar geworden und wachsen ökonomisch durch Zerstörung. Es werden uns weder nationale Identitäten noch unsere definierten, modellierten Körper, weder Stammzellen, noch ein beschleunigter Warenverkehr wieder zusammenfügen, sondern nur, wie ich glaube, die Suche nach dem menschlichen Maß, das im Hinblick auf die posthumanen, genetischen Technologien fundamental gedacht werden muss.

Grenzen, Regulierungen und Absprachen können auch förderlich sein. Dabei habe ich nicht die nationalen Grenzen mit ihren Drahtzäunen, Schranken und Markierungen, mit ihren Flaggen und ihren Stilisierungen im Sinn, sondern die Grenzen des Wachstums etwa. Grenzen können Orte der Besinnung sein, an denen man den Wandel, den Wechsel übt, oder grundlegende Entscheidungen trifft. Grenzen lehren uns, mit Unterscheidungen zu leben, sie stehen im besten Fall für den Austausch, das gegenseitige Lernen und nicht für das Diktat des Stärkeren und Mächtigen.

Ich möchte mir Grenzen als Flüsse vorstellen, in die man steigen kann, um zu übersetzen. Im Wort Übersetzen ist alles eingewebt, der Übergang, der Wechsel, der Austausch, die Verwandlung, die Mühen des Übertritts, das Begehren, die Annäherung, die Nähe des Anderen, das Wissen um den eigenen Werdegang. Zuweilen sind an Lebenswendepunkten auch Trennungen notwendig, aber das ist eine andere Geschichte.

Die vielbeschworene Identität, wie ich sie sehe, ist ein Prozess, kein abgeschlossener Zustand. Schon gar nicht kann sie national eingefasst werden. Identität beginnt und endet nicht im Jetzt, sondern ist aus Gelebtem und Unbekanntem, aus Herkommen, aus Sprache, aus Erlerntem, aus Leid, aus Glaube, Liebe, Hoffnung, aus Beziehungen, aus Vergessen und Erinnern, aus Ängsten und Sehnsüchten zusammengestellt, aus dem, was wir anstreben oder werden wollen. Aus Lebenserfahrung vor allem, die sich wie die Literatur um die Interpretation und Gewichtung des Vorhandenen oder Phantasierten bemüht. Identität ist ein pulsierender menschlicher Kern, der sich mit Leben anreichert. Sobald sie sich verhärtet und abgrenzt, ist sie kaum mehr als ein Schlagwort.

Unsere europäische Mehrsprachigkeit ist eine wunderbare Gegebenheit. Sie lehrt uns den Umgang mit Nähe und Abgrenzung, mit Rede und Gegenrede. Die Sprachen bergen unsere Selbst-und Fremdbilder. Sie sind Trägerinnen des Dialogs, der Verständigung, aber auch der Missverständnisse, die jedem Sprechen eigen sind. Die Sprachen bewahren unser Gedächtnis und unsere Geschichte. Sie ermöglichen uns, Zeit und Räume zu erfassen, sie sind Vermittlerinnen unserer Gedanken, Wertungen, Ängste und Hoffnungen. Die Sprachen sind die wichtigsten Schutzvorrichtungen gegen den allgemeinen Selbst- und Geschichtsverlust. Vielleicht ist jede Sprache ein See, in dem das Verlorene oder nicht Überwundene auf Grund liegen.

Die slowenische Sprache in Kärnten hat mich gelehrt, dass Sprachen auch Lebewesen sind, zerbrechlich und sterblich. Jede Sprache braucht, um leben zu können, eine gesellschaftliche Funktion, eine regionale, historische Verankerung. Eine Sprache will

geschrieben, gesprochen, gehört und gelesen werden. Wird eine Sprache auf den privaten Gebrauch reduziert, setzt ihre langsame Erosion ein. Man schätzt, dass heute weltweit über 2200 Sprachen akut vom Aussterben bedroht sind und dass die deutsche Sprache womöglich in zweihundert oder dreihundert Jahren nur noch als Privatsprache genutzt wird. Eine Horrorvision?

Zu bedenken ist auch, wie sehr unsere Sprachkultur von der Digitalisierung bedrängt wird. Die Menschen werden in Codes, Sequenzen und Zahlen zergliedert, die digitale Sprache ersetzt Argumente durch Algorithmen. Werden wir uns als antiquierte Menschen mit unseren möglicherweise unzeitgemäßen Sprachen überhaupt im rasenden technischen Fortschritt behaupten können?

Ich habe den langsamen Erosionsprozess des Slowenischen in Kärnten als Riss und als persönlichen Bruch erfahren. Meine Hinwendung zur deutschen Schreibsprache ist geprägt von dieser Verunsicherung. Das Zögern, die Irritation geben beim Schreiben den Takt an. Aber was ist das gegen das Glücksgefühl über einen gelungenen Satz?!

Zum Abschluss möchte ich einen Gedanken von Max Frisch, den er im Hinblick auf die Zeit, auf die Allgegenwart von Gestern und Heute formulierte, etwas abwandeln. Er schreibt: *die Zeit verwandelt uns nicht. Sie entfaltet uns nur.* Ich behaupte, das Schreiben auf Deutsch hat mich nicht verwandelt, es hat mich in Wahrheit entfaltet.

Ich danke herzlich für den Preis!